



Mutmachgeschichten

27.07.2013

Von Matthias Schmid

Engel vor der Tür

»Jesus, schütze dieses Haus«, schrieb Matthias Schmid am 2. Juni an die Schiefertafel neben seiner Wohnungstür. Dann kam das Hochwasser.

Zwei Wochen später predigte er in der Chemnitzer Erlöserkirche über die Wunder, die er erlebt hat.

Um halb fünf Uhr morgens mussten wir unser Haus in Niederwiesa verlassen. Meine Frau Anett fuhr mit einem Auto voll Kinder los zu Freunden, die sie aufnahmen. Ich blieb zurück und musste zusehen, wie sich das Wasser unaufhaltsam näherte. Meine Frau kam zurück und wir brachten einige Möbelstücke in den ersten Stock, bis wir das Gefühl hatten, mehr ginge nicht. Als wir das Haus verließen, dachten wir beide: Das ist nun das letzte Mal, bevor das Wasser kommt. Wenn man bei uns rein kommt, hängt dort links eine Schiefertafel, auf der man mit Kreide Nachrichten hinterlassen kann. Ich konnte beim Vorbeigehen nicht anders, es schien mir das Einzige zu sein, was ich jetzt noch tun konnte: Krakelig und kaum lesbar schrieb ich den Satz darauf: »Jesus, schütze dieses Haus.«

An diesem Sonntag sollte unsere Tochter Elisa in die Gemeinde aufgenommen werden, worüber ich mich von Herzen gefreut habe und gerne ein kleines schönes Fest daraus gemacht hätte. Als es schließlich Zeit für den Gottesdienst war, kamen wir zu dem Entschluss: Wenn wir schon nichts mehr tun können, können wir wenigstens feiern gehen. Es war die beste Entscheidung dieses Tages. Elisa entschied sich, ihre Aufnahme durchzuziehen, das Bekenntnis abzulegen und ich saß da in meiner Reihe und freute mich. Später gingen wir zum Abendmahl und gestärkt zurück.

Zurück in Niederwiesa schaffte ich noch ein paar Sachen aus dem Schuppen, als das Handy klingelte. Thomas, ein Freund aus der Gemeinde, wollte wissen, ob er denn nun kommen solle. Und wie das so ist, wenn man in Not ist – es fehlt einem jede Peilung. Wer in Not ist – und ich behaupte mal, das gilt auch für geistliche Erlebnisse –, kann nicht immer sagen, was das Beste für ihn ist. Thomas versuchte es später noch einmal, bis er schließlich meinte: »Ich komme jetzt einfach mal vorbei.« Und das war für mich der Anfang eines weiteren Wunders: Ich war nicht mehr allein.

Ich habe etwas Wichtiges in diesen Tagen verstanden: Das Alleinsein an sich muss nicht schlimm sein, man kann schön abhängen oder Gott begegnen. Schlimm wird es erst, wenn wir allein gelassen sind oder uns allein gelassen fühlen. Allein gelassen sein, das ist die Hölle.

Wir räumten, was wir konnten, einen Stock höher. Beim endgültigen »Rückzug« begegneten wir unserem Pastor Barry Sloan, er war der einzige in der ganzen Straße, der keine Gummistiefel anhatte. Am Tag zuvor war er umgezogen, und seine Stiefel waren in einer Kiste, an die er nicht ran kam. Das hätte er durchaus als Zeichen Gottes deuten können, zu Hause zu bleiben, sein eigenes Durcheinander zu ordnen. Er entschied sich anders. Wir standen da und beteten für mein Haus.

Dann gingen wir. Ich hatte als Letztes den Ordner mit der Versicherungspolice mitgenommen und musste dann am Sonntagabend um neun Uhr feststellen, dass meine Versicherung Hochwasserschäden so nah an einem Fluss, nicht abdeckte. Von da an lebten wir zwölf Stunden in dem Bewusstsein, weniger als nichts mehr zu haben – ein unbewohnbares Haus, einen Berg von Schulden, kein Zuhause mehr. Morgens um fünf lag ich wach im Bett und die Gedanken kamen und gingen. Die Predigt heute fiel mir ein und das hat mir geholfen, das, was da geschehen ist, zu begreifen: Wir hatten nur noch uns, unsere Liebe war uns geblieben, die Liebe Gottes umso mehr. »Wenn Du die Liebe verlierst, verlierst Du alles«, hat John Wesley gesagt. Meine Tochter und ihre Entscheidung fiel mir ein und was mir immer das Wichtigste bei allen unseren Erziehungsversuchen war, war es immer noch: Meine Tochter hatte sich für Gott entschieden und das war mir selbst jetzt wichtiger.

Als ich am späten Vormittag – ich hatte es nicht so eilig, mir das Elend anzuschauen – zu meinem Haus fuhr, musste ich heulen: Das Wasser war

zurückgegangen, ich konnte zur Terrasse waten – und sah kein Wasser im Haus. Ich ging zur Haustür, machte sie auf, das gleiche Bild. Ich rief Anett an und brachte nur den Satz hervor: »Es ist kein Wasser drin«, aber weil ich leicht schluchzend nicht so richtig zu verstehen war, wusste sie gleich gar nicht, was los war.

Für meine Frau ist der Fall klar: Zwei Engel hatten da vor unserem Haus gestanden. Im letzten Jahr fiel mir mal auf, dass ich in so gut wie jeder Predigt über Engel gesprochen habe – und nun erleben wir sie hautnah. Da schreibe ich den Satz »Jesus schütze dieses Haus« auf unsere Tafel und als er es tut, merke ich, wie wenig ich es ihm zugetraut habe.

Ich staune, wie er es gemacht hat. Ich staune, beschämt über seine großzügige Liebe, die ich nicht verdient habe und mit der er über meinen kleinen Glauben hinwegsieht – und ich staune, wie diese Scham einer tiefen, demütigen Freude Platz macht.

© 2020 - Evangelisch-methodistische Kirche